

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 20

Artikel: Das habe ich mir abgewöhnt ... : ein Beitrag von einem Mann für Männer, aber auch für Frauen, welche sich zutrauen, bei ihren Gatten damit nicht schlecht anzukommen

Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672055>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vor unserem Acker

Hermann Hiltbrunner

Du unseres Wirkens Anfang und Ende,
Acker, den Himmeln anheimgestellt!
Was bleibt uns, was fruchtet das Werk unsrer Hände,
Wenn statt des Regens Hagel fällt?

Wenn prüfende Blicke die Felder ermessen,
Wenn unser Garten uns wohlgefällt —
Natur wird von einer Natur zerfressen,
Die auch der Herr in den Händen hält!

O Acker des Lebens, Du Schweiß ohne Ende!
Wir haben die Ernten getreulich verbucht;
Es bleibt unser Tun wie das Ackergerölde
Zum Blühen gesegnet, zum Unkraut verflucht.

Das habe ich mir abgewöhnt . . .

Ein Beitrag von einem Mann für Männer, aber auch für Frauen, welche sich zutrauen,
bei ihren Gatten damit nicht schlecht anzukommen

Ich höre jede Viertelstunde schlagen. Ich ver-
suche es auf der linken Seite, auf der rechten
Seite, auf dem Rücken, ja, beinahe auch noch auf
dem Bauch. Aber seit der kleine Nikolaus sich
darauf kapriziert, seine Ruhestunden mit den
meinen nicht mehr zu koordinieren, ist der Mit-
tagschlaf aus Abschied und Traktanden gefallen.
Ich behelfe mich mit einer zweiten Tasse starken
Kaffees. Aber trotzdem kann ich mich nicht gut
mit dem Verlust abfinden, denn ich war stolz
darauf, ein lebendiger Zeuge dafür zu sein, daß
die Medizinmänner nicht recht haben: in der Hin-
sicht nämlich, daß Mittagschlafstunden oder
-halbstunden nicht gesundheitsfördernd seien. Ich
habe dafür allerdings etwas eingetauscht . . .

Der Magen gibt verständliche Geräusche des
Unwillens von sich: begreiflich, die Essenszeit ist
in ein paar Minuten erreicht. In diesen paar
Minuten habe ich auch meine Behausung erklop-
fen und strecke die Nase in die Luft, um die
Menu-Überraschung bereits vorher einzufangen.
Es gibt tatsächlich eine Überraschung — den
leeren Tisch. Die kleine Margrit habe . . . das
Lied kenne ich; ich höre es jeden zweiten Tag. Die
Gemahlin gibt sich nicht einmal mehr Mühe, die
Tonart und die Intonation zu wechseln: es ist
dauernd moll-mäßig. Ich möchte gerne dazu die
Baßbegleitung singen, noch mehr moll — aber
ich habe für die große Dauerverspätung etwas
eingetauscht . . .

Die Pfeifen liegen schön geordnet, wie zu einer
Parade bereit, in der Schublade. Griffbereit.

Aber schon seit langem außer Betrieb. Wie Ka-
mine von Fabriken, denen die Kohle aus kriegs-
bedingten Gründen ausgegangen ist. Ungefähr so
lange schon sind auch meine Tabakpfeifen untätig.
Mit der Ausnahme der beiden Benjamine, die
in der Rocktasche Platz haben und welche mit mir
unzertrennlich sind. Aber in der Stube? Das gehe
geht nicht mehr. Tabakqualm und der kleine Niko-
laus — nein, das vertrage ich nicht. Ich wollte
mich zuerst auch nicht gut vertragen. Aber ich
resignierte und bin seither zum reinen Betrachter
meiner Pfeifen geworden, wenn es mir auch
jedemal einen kleinen Schmerz bereitet . . . für
den ich aber etwas eingetauscht habe . . .

Wer täglich schon vor der sechsten Morgen-
stunde sich mit einem laut schrillenden Wecker
auseinandersetzen hat und den Sport nur inso-
weit liebt, als daß er sich von der morgendlichen
Bettstatt fernhält — sogenanntes Frühturnen
war mir schon immer ein Greuel, dagegen habe
ich nichts gegen eine bäumige Turnstunde unter
Männern — der liebt es an einem Sonntag-
morgen ganz besonders, bis in den halben Vor-
mittag hinein unbehelligt von solchen störenden
Nebengeräuschen zu bleiben. Wenigstens im
Winter. Das war früher auch ganz in Ordnung.
Aber unterdessen ist ein Sonntagswecker in Funk-
tion getreten, gegen dessen natürliche Lautstärke
keine Bettdecke etwas taugt und der sich auch nicht
mit einem Druck auf einen Knopf befänstigen
läßt. Dieser Wecker bringt vielmehr die ganze
Familie auf die Beine. Denn die kleine Margrit

hat es leider noch nicht „heraus“, welche Stunde am Tag zur Tagwache am geeignetsten ist. Sie kennt auch die Unterschiede zwischen Sonntag und Werktag erst oberflächlich, und erst dann, wenn sie den Papa zart, aber energisch auffordert, nun doch zum gemeinsamen Frühstück zu erscheinen und sich sogleich für die Begleitung zu Tisch bereitzumachen. Der Papa gehorcht selbstverständlich — aber er tauscht dafür etwas ein . . .

Der Schreibtisch sei die Visitenkarte des Hausvaters. Das stand in einem „Ratgeber für glückliche Eheleute“, den ich von meinem Vater geerbt hatte. Es war zweifellos ein nützlichcs Büchlein. Ich befolgte den Rat genau. Es war immer peinliche Ordnung, und die Bücher, die Zeitschriften, die unerledigten Schreiben — alles lag schön aufgeschichtet am Rand der Tischplatte. Bis eines Tages ein Sturmwind darüber hingegangen sein mußte. Denn die drei traditionellen Häuflein zeigten Spuren gewaltiger Unordnung. Ja, einige Stücke hatten unzweifelhaft von frevelnder Hand Schaden gelitten. Ich vergaß beinahe meine gute Kinderstube und wollte einen Familien-Volksgerichtshof etablieren. Aber ich besann mich also-

gleich eines bessern, denn für die erlittene Unbill habe ich ja etwas eingetauscht . . .

. . . etwas eingetauscht! Es ist wenig und doch so viel! Es ist in wenigen Augenblicken geschehen und hat mich den Mittagschlaf gekostet, den geruh samen Sonntagmorgen, das Pfeifenrauchen, die Pünktlichkeit in der Verpflegung, die Sicherheit meines Schreibtischmaterials. Aber es ist doch mehr wert. Es ist das lachende Kindergesicht meiner kleinen Tochter, es ist das Lausbubengesicht des kleinen Sohnes Nikolaus, der in seinem Lebensraum schon allerlei Streiche ausheckt, sich aber mit Schelmenaugen immer wieder aus der Affäre zu ziehen versteht! Es ist das erste Kinderplaudern, das mich all das Geschilderte vergessen läßt, es ist das herrliche Schauspiel, das geistige Erwachen einer kleinen Menschenseele aus nächster Nähe Schritt für Schritt, Stufe für Stufe verfolgen zu können. Ein kleiner Mensch, zwei kleine Menschen, drei kleine Menschen — das ist so viel, und alles, alles andere, das ist so gar nicht mehr wichtig . . .

-0-

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Zur Geschichte des Kartoffelkäfers

Es ist durchaus irrig, etwa zu glauben, daß der Kartoffelkäfer, gegen welchen auch dieses Jahr wieder ein intensiver Vernichtungsfeldzug geführt wird, erst in den letzten Jahren bekannt geworden wäre; denn sein Auftreten in Europa geht bereits auf das Jahr 1876 zurück.

Erstmals aber machte die Wissenschaft mit ihm schon 1824 Bekanntschaft, in welchem Jahre ein amerikanischer Zoologe, Thomas Say, ihn bei Gelegenheit der naturwissenschaftlichen Erforschung des Felsengebirges (Rocky Mountains) und des Koloradogebietes entdeckte und als Erster beschrieb, woher sich denn auch seine andere Bezeichnung als Koloradokäfer ableitet. Damals aber war er noch ein vollkommen harmloses Insekt, das lediglich eines rein naturwissenschaftlichen Interesses sich erfreute. Das Verhängnisvolle in seinem Auftreten begann

vielmehr erst, als mit dem Bau der Pazifikbahn die längs derselben sich niederlassenden Ansiedler auch den Anbau der Kartoffel in seine Heimat brachten. Hatte er sich nämlich bis dahin mit seiner ursprünglichen Nährpflanze begnügt, welche, wie auch die Kartoffel es ist, ein Nachtschattengewächs war, so ging er seit 1859 auf die Kartoffelstaude über, um diese fortan nicht nur zu seiner Lieblingsnahrung zu erwählen, sondern ihr auch bei gleichzeitig durch diesen Wechsel veranlaßter geradezu unglaublicher Vermehrung den Vernichtungskrieg zu erklären und damit zugleich auch seinen Weltruf zu begründen.

Seine weitere Verbreitung erfolgte von nun an mit erstaunlicher Geschwindigkeit. 1864 hatte er bereits den Mississippi erreicht, worauf 1868 der Staat Ohio von ihm besetzt wurde.